

Die holländische Erbschaft.

Roman von H. Hofenthal-Sontz.

(Fortsetzung.)

Der Circus hatte seine große Treppe auf dem Botenmarkt errichtet, und dorthin strebten zu der heutigen dritten Vorstellung in den Herdenbahnen, auf den Kanälen, in Schiffen und zu Fuß über Brücken und durch schmale Gassen in ganzen Zügen Männer, Frauen und Kinder.

An den Eingangsportalen des Circus gab es ein großes Gedränge. Bald war das gewaltige Bretterhaus ausverkauft, und sein Platz mehr zu haben. Kopf an Kopf war die Menge gedrängt, es schwirte von Stimmen, es rauschte von den Bewegungen der Menschenmasse. Die Gaslampen, welche von oben herabhängten, gossen ihr rötlich-gelbes Licht auf das buntfarbige erregte Publikum. Alles schaute gespannt auf die Arena, in den Gitterraum, der einem riesigen, ungeheuren runden Vogelflägel gleich sah und die ganze Reitbahn ausfüllte.

Die Musik ertönte in der bekannten grellen Instrumentation mit ihrem stark hervorgehobenen Rhythmus. Blech und Pauken thaten ihre Schuldigkeit, und die Klarinetten flöteten langgezogene Melodien. Plötzlich schwieg das Orchester — änderte das Vortragsstück, und es erschien in dem Gitterraum der Berliner mit seinen beiden Kägen, die heute nicht fangen, auf dem Arm, gefolgt von einem indisch gekleideten Diener, der einen Kasten und ein Vogelbauer trug. Das erste Stück der Galavorstellung begann — es war sozusagen ein die Junge kitzelndes Vortreffen. Der kleine schmächtige Herr mit den aufstehenden krummen Beinen, dünnen Armen und dem schmalen Köpfchen ließ auf einer Art Riesentisch einen Kontrakt, eine französische Aufführung von seinen zwei Kägen, vier weißen Mäusen und zwei Kanarienvögeln.

Das war ein wunderbares, noch nie gesehenes Stück. Die so verschiedenartige kleine Thiergesellschaft produzierte sich, wie wenn sie bei dem ersten Tanzmeister der Stadt einige Winter hindurch Tanzstunde genommen hätte. Hier und da wollte sich zwar ein Paar nicht zusammenfinden. Die Mäuse liefen um ihre Partner, die Vögel, verschiebene Male sehr wild und ungeheuer schnell herum, so daß die Verbeugungen der Vögel in die Luft gingen, und es gab dann einige Verwirrung, weil auch die Kägen die Haltung hierbei verloren und auf vier Beinen statt auf zweien ihre Sprünge machten — aber dergleichen Verwirrungen kommen bei den Kontraktzen der Menschen ja auch vor.

Das Publikum lachte darüber, amüsierte sich doppelt; der Berliner aber half mit einem winzigen Gersten bei seinen Kitzeln nach und stellte jedesmal schnell die schönste Ordnung wieder her. Er trat ab, die Kägen unter dem Arm, die Mäuse und die Vögel gingen in ihre Behälter, und ein lauter Jubel und heftiges Hervorlachen folgten ihm. Henry Büsum und seine Schwester hatten im zweiten Rang ihre Plätze genommen und befanden sich etwas hoch und ziemlich weit von dem Käfig, konnten jedoch recht gut sehen. Gaudentia hatte sich auch über den seltsamen Kontrakt sehr amüsiert und herzlich gelacht. Jetzt kamen die Seehunde. Der schweißgasse steife Mister Smith in dem marinelauen Rock mit den Goldknöpfen, den weißen Hosen, die goldbordierte Kapitänsmütze auf dem fahlblonden Knaus, sah sehr feemäßig aus. Er legte seine drei Hände auf schräg gestellten Bretchen, gab zwei von ihnen Handtrommeln in die Hosentaschen, dem dritten eine Gitarre, und die dem Meere entronnenen Schwarzgran glänzenden Robben mit den runden Köpfen und den großen klugen Hundeaugen machten ihre Sache sehr gut. Sie konzertierten, sie tauchten Weisen, wie alte Matrosen, allerdings kam nicht viel Rauch aus ihrem Munde, und einige Male mußte ihnen die Pfeife, weil sie herausglitt, besser zwischen die Zähne gesteckt werden — jedoch das schadete nichts.

Zuletzt schloffen sie Pistolen ab, wobei die Seehündin in Ohnmacht fiel und sich in anerkennenswerther Weise gleich einer nervösen Dame benehmt, wenn sie auch ein wenig zu lange sich auf dem Rücken hin und her wälzte und sich ein Gefallen an der Stellung zu finden schien, daß es Herr Smith schwärzte ward, sie umzufliegen und zum Heraushüpfen zu veranlassen. Die beiden anderen Künstler waren schon längst abgetreten, als endlich die Seehundedecke nachhüpfte. Diese Pfeife gefiel gleichfalls sehr. Nun kamen die Elephanten und dann die Storchküsterin, als Märchenkönigin gekleidet; von dem Stern auf ihrem Kopfe fiel ein kleiner Sackschleier zur Hälfte über ihr Gesicht. Die Störche gaben ihre rheinische Polka zum Besten, sie schlugen bei den gravitätischen Seitwärtsprängen wenig mit den Flügeln und hielten selten mit dem Schnabel zur Erde. Tod und Begräbnis gingen gut von Statten. Frühlein Sigismund trat lechhaft beklagend. Die Dame machte auf Henry sowohl, wie auf seine Schwester einen peinlichen Eindruck, sie erinnerte die Geschwister an jemand. Gaudentia sah mit großem geöffnetem Munde, anstatt auch Weisheit zu spenden, in die Ferne hinaus, und Henry arst sich

mit der Hand an die Stirn und schrie zu grübeln. Jetzt kam das Hauptstück des Abends, der Vötenbändiger Rinconi. Gefolgt von seinen sechs Vöten, die hinter ihm ruhig und gelehrt wie folgliche Schulknaben gingen, trat Erich in das Rundgelände ein. Er verbeugte sich vor dem Publikum leicht und rief seinen Vöten ein Ermunterungswort zu. Henry Büsum hatte dem Vötenbändiger ziemlich gleichgültig entgegen geschaut, er hatte viel dergleichen schon gesehen, und diese Produktion interessierte ihn nicht stark. Bei dem Tone jedoch, welcher von den Lippen des Vötenbändigers kam und den folgenden Ermunterungsworten zuckte Gaudentias Bruder heftig zusammen, er nahm eiligst aus der Hand seiner Schwester das Opernglas und schaute den Vötenbändiger an.

Dann fuhr er heftig von seinem Sitze empor, er sah dunkelroth im Gesicht aus, das Opernglas entfiel seiner Hand und glitt auf den Bretterboden. Gaudentia bückte sich darnach, in diesem Moment verließ Henry die Stiege. Mit dem Rücken nach der Arena drängte er sich an den neben ihm Sitzenden vorbei, schnell dem Ausgang zu. Dabei glänzten seine weitgeöffneten Augen feberhaft, sein Gesicht war jetzt erdfahl, und seine Unterlippe bebte so, daß es ausfah, als ob er etwas äße.

Trauen im Vorraum angelangt, der jetzt ganz leer war, setzte er sich athemlos auf den verlassenen Stuhl eines Vogenschießers, er bewegte die Arme seltsam, fuhr sich mit der Hand vielmal krampfhaft häufig über das Gesicht und rang nach Athem. Dann blickte er erschreckt um sich, richtete sich starr auf und schaute mit unheimlich stumpfem Blick in die Ferne. „Er ist es!“ murmelte er. „Was nun? Wer konnte das denken? Wer hätte das je gedacht? Das ist mein stetes Unglück, das mich verfolgt, mein boshaftes, teuflisches Unglück, das immer, ich mag thun, was ich will, an meine Sohlen sich heftet. Jetzt heigt es Kampf bis auf's Messer. Es zwingt mich — es zwingt mich!“

Er sah gebückt da, den Kopf mit den Händen gefüllt. Ein Vogenschießer berührte den so seltsam zusammengekrümmten dasigenen Mann an der Schulter. „Ist Ihnen unwohl, Herr?“ fragte er. Henry fuhr erschreckt empor und sah sich wie geistesabwesend um. „Kann ich Ihnen irgendwie beistehen?“ erkundigte sich der Circusbeame weiter.

Jetzt verstand Henry. „Mir ist nicht ganz wohl“, stotterte er. „Die Hitze — der Durst — es wird gleich vorübergehen. Ich danke — ich danke.“ Er erhob sich elastisch und stand straff da. „Nur einige Minuten möchte ich frische Luft schöpfen“, fuhr er fort. „Bitte, demüthen Sie sich nicht weiter.“ Dann brückte er dem Manne einen halben Gulden in die Hand und begann ein Gespräch mit ihm. „Der Herr Rinconi ist ein Italiener, wie es scheint“, erkundigte er sich leichthin, als ob er ein Höflichkeitgespräch mit dem Vogenschießer führen wollte. „Ich weiß nicht. Er kam in New York zu uns, er spricht deutsch, englisch und spanisch gleich gut. Italienisch habe ich ihn noch nicht reden hören“, meinte der Beamte.

„Ist Rinconi sein wirklicher Name?“ forschte Henry in derselben harmlosen Weise weiter. „Die Leute vom Circus führen ja häufig fogenannte Künstlernamen.“ „Das ist mir gleichfalls unbekannt, Herr“, antwortete der Beamte. „Der Herr nennt sich so — wir nennen ihn ebenfals Alle bei diesem Namen. Wir haben noch nie gehört, daß er anders heißt. Der Herr Direktor Deiro dürfte das vielleicht wissen, wenn es den Herrn interessiert“, fügte der Schließer höflich hinzu.

„Ich habe keine Veranlassung, mich darnach zu erkundigen!“ fiel Henry schnell ein. „Aber in den letzten Tagen drinnen mag ich nicht zurückkehren. Sie werden nicht dagegen haben, wenn ich bis zum Schluß der Vorstellung hier mich aufhalte?“ „Durchaus nicht“, versicherte der Beamte. „Sie verlassen nur die Tigerproduktionen, eines der schönsten Stücke des Programms. Da sehen Sie, dort geht Mr. Stockton zum Käfig, um seine Bestien herauszulassen.“ Henry schaute nach der angezeigten Richtung. Er erblickte einen großen, sehr bleichen Mann mit dunklem Haar und einer scharfen herabgezogenen Nase: ein blasser zusammengelammerter Mund verrothete das wenig Vertrauenerweckende dieses Gesichtes. Henry gefiel diese Physiognomie. Mit sinnendem Ausdruck blickte er dem Thierbändiger, welcher sich nun in die Arena begab, nach.

Gaudentia fiel das sonderbare Benehmen ihres Bruders nicht sonderlich auf. Henry hatte oft dergleichen Momente plötzlicher Unruhe, bei denen er vom Stuhle aufsprang und hastig einige Augenblicke im Zimmer auf- und abschritt. Er war auch sonst oft seltsam in seinem Betragen. Er verließ manchmal plötzlich die Wohnung und kam ebenso unvermittelt schnell wieder zurück. Sie fand daher nichts Befremdliches darin, daß er seinen Platz verließ.

Außerdem war ihr ganzes Beobachtungsvermögen durch etwas Anderes in Anspruch genommen — das war der Vötenbändiger. Seine Erscheinung wies Gaudentia das Opernglas zu nehmen und den Mann anzugucken, lange, unablässig, und dabei begann allmählich ihre Hand zu zittern und ihr Herz zu pochen. Was war das für ein Mensch? Sie hatte noch nie einen solchen gesehen. Stamme er von einer anderen Welt? Dies Gesicht so sanft, so rein und heiter — ruhig, wie das eines Kindes, so freundlich, jüngerlingsartig und unberührt von dem Leben. Dies Lächeln des vollen Mundes, diese leuchtenden, großen, braunen Augen, das willensfeste Kinn und die ebenmäßige, große, starke Gestalt mit ihren schönen Benaunungen! — war wie bezaubert. Sie sah und hörte nichts, als diesen Mann, sie nahm nichts von den Künstlern der Vöten wahr, sie sah diese kaum, ihr ganzes Wesen war einzig und allein von diesem Manne erfüllt. Sie bestand sich wie in einem Traum, in einem Rausch, sie war gar nicht mehr auf dieser Erde — in himmlischen Höhen schwebte sie — es war ihr das Bewußtsein völlig vergangen hinsichtlich dessen, wo sie sich befand. Plötzlich trat der Vötenbändiger ab, erschreckt schaute Gaudentia Büsum sich um, schlug die Hände vor das Gesicht, und während das Publikum unbändig klatschte, sah sie da und weinte laut auf. Das Aufhören des Beifallsturmes zwang auch sie zum Schweigen. Sie blickte umflorten Augen in die Arena. Sie sah tanzende Lichter, schwebende Eisenstäbe, eine auf und nieder wogende Menschenmenge. Was war denn mit ihr geschehen? War sie bekehrt? War sie denn noch Gaudentia Büsum, die ruhige, kalte, kluge, klare Gaudentia von über dreißig Jahren, die sich so benahm?

Ihre Thränen begannen wieder leise zu fließen, indeß sie starr aufgerichtet dasaß, das Gesicht zur Arena gemendet, wo der Tigerbändiger jetzt mit seinen unheimlichen bösen Riesentaken spielte. Sie sah von dem, was dort vorging, nicht das Geringste. Ihre Tränen versiegten, ein heftiger Schmerz durchfuhr sie, ein seltsames, wehes, banges Gefühl erfüllte ihre Brust und bedrückte sie centnerschwer. Ein Gefühl schrecklich und selig zugleich, sonderbar selig. „Das ist Liebe!“ sagte sie sich. „Das muß es sein. Ich weiß es jetzt. Ich habe bisher noch nicht geliebt, den Doktor Rembold auch nicht. Er ist ein angenehmer, anständiger Mann, und ich lehnte mich nach einer Verforgung. Das war Alles“, so rechtfertigte Gaudentia den Sturm, der in ihr entlief, dies leidenschaftliche Fühlen, welches in ihr erwacht war.

„Aber was soll daraus werden?“ fragte sie sich dann. „Der Mann ist möglicherweise schon verheirathet. Er ist ein Circusmann, ein Thierbändiger, ein Gaukler. Nein, er ist ein edler Mensch“, rief es in ihrem Innern energisch dagegen. „Der beste, edelste, schönste, reinste Mensch! Das muß ja jedes Kind sehen, das liegt auf der Hand. Aber wie sollst Du zu diesem Manne kommen, Du, Gaudentia?“ Die Vorstellung war zu Ende. Das Publikum erhob sich, jetzt erst dachte Gaudentia Büsum daran, daß ihr Bruder fortgegangen war und sie sich allein befand, wahrscheinlich auch allein nach Hause gehen mußte. Es machte dies gar keinen Eindruck auf sie. Mechanisch folgte sie der Menge und gelangte zum Ausgang.

Dort traf sie auf ihren Bruder. „Wir war es zu heiß“, sagte dieser und reichte Gaudentia den Arm, um sie aus dem Gedränge zu geleiten. „Zuffrouw Büsum nicht gleichgültig und ließ sich von ihm führen. Da er kein Wort sprach, sondern nachdenklich auf den Boden starrte, so war Gaudentia sehr froh darüber, daß sie auch nichts zu reden brauchte, und so blieben sie schweigend, Beide vollauf mit ihren ganz verschiedenen Gedanken beschäftigt.“

Die nun folgende Nacht war für Gaudentia die bedeutungsvollste ihres Lebens. Sie schlief keine Minute. Ihr Herz war erwaht, ihr Herz, das bisher so lange geschlummert hatte, drängte stürmisch heftig, mit der ganzen Kraft einer gewaltigen Natur nach dem, was schließlich jedes Weibes Ziel ist, nach der Vereinigung mit dem Manne ihrer Liebe. Zwei große Ziele standen ihr zunächst vor Augen: Erlernen zu erfahren, ob der Vötenbändiger Arrigo Rinconi verheirathet war, und zweitens, ob sein Herz noch frei sei. Das mußte sie herausbekommen, und zwar so bald als möglich. Alles Andere trat vor diesem Gedanken so sehr in den Hintergrund, daß Gaudentia jene ganze Nacht gar nicht, zum ersten Male seit vielen Wochen, an die wichtige Aufgabe, die Erringung jener großen Erbschaft, dachte.

10. Kapitel. Ebenso wie Gaudentia nach der Rückkehr vom Circus Deiro eine schlaflose Nacht verbrachte, in gleicher Weise floh auch Henry Büsum der Schlaf. Er that in dieser Nacht kein Auge zu; ruhig lag er allerdings da, jedoch offenen Blickes schaute er zur Zimmerdecke. Er sann und sann und schmiedete Pläne — scheinbar schnell, kühn und rückstößlos, die er aber alle wieder verworf. Das unermüthete, nicht im Entferntesten je geachtete Erscheinen Erich Reinkens war ein schrecklicher Schlag gegen sein Unternehmen, eine furchtbar drohende Gefahr. Die erste Phantasie Henrys stellte ihm alle Möglichkeiten vor, welche in Folge dieses Ereignisses eintreten konnten. Erich Reinkens konnte ihn sehen, erklären, was er eigentlich war — und ihn des

Diebstahls seiner Papiere bezichtigen, denn der Wärter in Koffal hatte bemerkt, daß er bei dem Koffer Reinkens' sich zu thun gemacht hatte. Reinkens würde darüber wohl nicht lange im Zweifel gewesen sein, was für ein „Schery“ Henry bei seinen Sachen sich erlaubt hatte. Vor wenigen Tagen erst hatte Büsum sich bei der Polizei gemeldet unter Vorweisung der entwendeten Papiere und war als Erich Reinkens, geboren zu New York am 15. Februar 1868, eingeschrieben worden. Der Vötenbändiger führte sicher den italienischen Namen nur in dem Gebiet des Circus und dem Publikum gegenüber. Er hatte zweifellos keine Papiere, die auf jenen Namen lauteten, er würde sich also gleichfalls als Erich Reinkens, geboren am 15. Februar zu New York im Jahre 1868, melden, das müßte aufpassen! Was konnte daraus nicht Alles entstehen? Ein Zufall war im Stande, jenem Manne die Kenntniß von der Erbschaft und dem gesuchten Erben zu bringen. Erich Reinkens würde nicht so dum sein, diese Sache nicht eifrig anzugreifen, denn wer Verleumdung gewewen und sich so schändlich geplatzt hatte, um sich zu er nähren, und wer jetzt sein Leben allabendlich für ein paar lumpige Gulden riskirte, der mußte den Werth des Geldes wohl zu schätzen!

Was sollte er in diesem Falle machen? Lieben? Wohin? Wenn er auch vielleicht ein paar hundert Gulden vorher noch schnell von dem Doktor Rembold herauszuschlagen könnte, wie weit würde diese kleine Summe reichen? Dann begann für ihn wieder jenes alte Gled, die Tageslohnarbeit oder die kleinen und größeren Gaunerien, bei welchen er zittern mußte, so oft er einen Polizisten zu Gesicht bekam. „Gehandelt muß hier werden und zwar schnell!“ rief Henry verzweifelt, entschlossen und so laut aus, daß er heftig erschrak, aus dem Bette sprang und an seinen beiden Zimmerthüren laufte, ob auch Niemand auf war, der ihn hätte hören können. Dann begab er sich wieder zu Bette und sann und grübelte weiter.

Am Morgen früh erhob er sich und machte sorgfältig Toilette. Ohne erst das Frühstück abzuwarten, wobei er gewöhnlich mit Gaudentia über sein Tagesprogramm sprach, ging er fort, gelangte durch die Straßen und Gassen der großen Stadt irrend, bis es von der Kirche am Singel-Kanal neun Uhr schlug. Dann trat Henry in ein Kafe, frühstückte eilig etwas und schlug darauf den Weg zum Botenmarkt, zum Circus Deiro ein.

In der Nähe des Marktes kam Henry ein Mann entgegen, der ihm mit dem Blicken fixirte. Henry that daselbe. Der Herr ging an ihm vorüber und drehte sich dann um. Henry that daselbe. Beide Männer blieben stehen, und Büsum ging jetzt langsam auf den Anderen zu. „Sie wünschen?“ fragte Jener, es war der Tigerbändiger Stockton, der vom Circus, wo er Probe gehabt hatte, kam. „Ich glaube Sie zu kennen, mein Herr“, sprach Henry zögernd. „Ich Sie gleichfalls“, erwiderte darauf der Tigerbändiger. „Wir haben uns schon gesehen!“ kam es von Henrys Lippen.

„Ich glaube nur gestern, im Vorraum des Circus“, meinte Stockton. „Das wird wohl so sein, dann bitte ich um Entschuldigung“, gab Henry zurück und zog höflich den Hut. „Es ist merkwürdig: Menschen von gleichem Schlag finden sich leicht und schließen sich schnell aneinander. Stockton hatte eine sehr bedenkliche Vergangenheit und war schon schwerer Dinge wegen mit den Gerichtsbehörden in Verbindung gekommen, jedoch bisher immer noch großen, langdauernden Strafen entgangen. Er mußte in Henry einen Gefallen in seinem Leben außerhalb der Geseze erkannt haben. Er sprach daher, so freundlich aussehend, als sein fineres, hartes Gesicht es zuließ: „Sie stören mich nicht, mein Herr. Ich bin fremd hier, kenne keinen Menschen, sehne mich nach etwas Gesellschaft; wenn Sie sich auf dem kleinen Spaziergang mir anschließen wollen, würden Sie mich verbinden.“ „Gern, mein Herr, mit Vergnügen“, antwortete Henry schnell. „Ich bin in derselben Lage, gleichfalls erst seit Kurzem hier von überseeischen Ländern eingelaufen. Gehen wir nach dem Singel, wenn es Ihnen beliebt.“

„Also nach dem Singel“, stimmte der Tigerbändiger zu, und beide Männer schritten nebeneinander her. „Ich habe Sie gestern bemerkt“, log Henry. „Ich spreche Ihnen meine uneingeschränkte Anerkennung aus. Sie sind ein Meister in Ihrem Fach.“ „Vah, Panderwort!“ äußerte Stockton wegwerfend. „Sprechen wir nicht darüber.“

„Mich interessieren die Thiercircusse und besonders die menschlichen Arten“, setzte Henry, unbeirrt von dem Einwurfe seines Begleiters, das Gespräch fort. „Mich fesselt auch der Vötenbändiger, wie heißt er doch gleich? Ah ja: Arrigo Rinconi. Ist das sein wahrer Name?“ „Das weiß ich nicht“, antwortete der Schotte. „Wir bekümmern uns um dergleichen Dinge bei Leuten von der Truppe gar nicht. Da führen wohl Wenige ihren richtigen Namen.“

„Was ist denn dieser Vötenbändiger für eine Art Mensch, der sieht ja wie ein Kamm aus, und das scheint wenig für seinen Beruf zu passen“, rief Henry vernachlässigt. „Er ist ein Tugendbold und ein Weiberheld, den Alle verhätscheln“, stieß der lange Schotte hervor und ward dabei noch graugelber im Gesicht, als er schon war. Henry bemerkte diese Veränderung in seines Begleiters Gesicht sehr wohl und horte auch aus dem Ton der Antwort etwas heraus, das ihn höchst angenehm berührte. „Die bringen es auch meist am weitesten und haben oft das unerschämteste Glück“, sprach Henry. „Na, na, eine Prinzessin wird der wohl nicht bekommen“, meinte der Tigerbändiger. „Bis jetzt sieht er noch etwas weiter herunter.“ „So ein Kammerkätzchen“, bemerkte lächelnd Henry. „Nein!“ stieß der Schotte ingrimmig hervor. „Lassen wir das Thema“, setzte er rauh hinzu, und seine Augen befehlten bei diesen Worten einen derartig zornig-boshaften, wilden unthätigen Ausdruck, daß Henry lebhaft an einen gereizten Tiger erinnert wurde. Diese Wahrnehmung stellte ihm wieder recht zufrieden. „Der kann mir dienen“, sagte er zu sich und schaute ungenügend freundlich dem neben ihm stehenden in das gelbe Gesicht. „Da ist Eifersucht im Spiel, und wenn die einen solchen Burschen wie diesen ergreift, ist er zu Allem fähig. Wenn ich nur Zeit hätte“, sann Henry, indeß er mit dem sehr schnell gehenden Schotten Schritt hielt. „Aber jede Stunde, jede Minute kann das Unheil von jenem Menschen ausgehen, den das Schicksal in so boshafter Weise mir jetzt, gerade jetzt in den Weg stellt.“

„Wollen wir nicht eine Partie Bilsard spielen?“ forderte, in die Spiegelscheiben eines Kafe blickend, an dem sie eben vorbeikamen, der Schotte ihn auf. „Gern, gern“, versicherte Henry. „Erlauben Sie mir übrigens, daß ich mich vorstelle“, fügte er mit leichter Verbeugung hinzu. „Mein Name ist Reinkens.“ Dabei zog er eine Visitenkarte hervor und reichte sie dem Tigerbändiger dar, diesen, indeß er das Kartchen las, scharf und prüfend ansahend. Die Ringe des Schotten zeigten, daß ihm dieser Name keinerlei besondere Gedanken oder Erinnerungen erweckte. „Mein Name ist Ihnen bekannt“, erwiderte darauf der Schotte. „Gegner Stockton. Karten habe ich nicht bei mir“, setzte er schnell hinzu. „Aus Edinburgh.“ Henry verbeugte sich, und die beiden großgewachsenen Männer traten in das Kieuewa Kafe.

Gaudentia hatte sich an diesem Morgen bleich und übermäßig erhoben. Nur ihre Augen hatten ein besonderes Feuer, sie waren um einen Schattentiefer geworden seit dem gefrigen Erlebnis und hatten einen Anflug von Bläue, der das stehende Gleichende, was ihr Blick oft hatte, bedeutend milderte. Wenn ein Mädchen von dem Alter, der Verstandeshäufigkeit und der Kühheit des Herzens, wie Gaudentia, endlich von einer starken Leidenschaft für einen Mann ergriffen wird, so ist das etwas Anderes, als die Verliebtheit junger Mädchen, die Liebe tritt hier auf wie eine Naturgewalt, wie ein Element, auf dem sie seine Hindernisse sieht, keine kennt.

Das Bild Rembolds war in Gaudentia verblüht zu einem menschenlosen Schatten. Sie begriff gar nicht, daß dieser Mann ihr niemals hatte gefallen können. Gegen jenen Arrigo Rinconi erschien er ihr dürftig, müd, und schwächlich, aber fallen lassen in ihrer Veredlung durfte sie ihn nicht. Sie mußte in gleicher Weise wie bisher ihm Aufmerksamkeiten erweisen, ihn — sozusagen — sich warm halten, denn er sollte ihren Zwecken dienen. Gaudentia glaubte jetzt sicher, daß der Vötenbändiger unverheirathet wäre, sie hatte keine Anzeichen für diese Annahme, sie glaubte es eben. Sie hatte sich überlegt, daß viel Geld eine ungeheure Macht sei und ein großes Vermögen ihre Anziehungskraft bedeutend verstärken, ihren Werth sehr erhöhen müsse. Jener Mann arbeitete in einem lebensgefährlichen Beruf, um sich durchzubringen. Wollte sie ihn nun die Aussicht, mit einer Frau eine halbe Million Gulden zu erhalten, so würde er sich schwerlich lange besinnen. Außerdem war sie ja wohlgeflattet, noch jugendfrisch und nicht ohne Reiz. Das konnte ihr Niemand abstreiten. Wenn dieser Vötenbändiger sich vorstellte: „Mit dieser Frau launzt Du wie ein reicher Mann frei und unabhängig von den Zinsen des Kapitals in Deinem schönen Stadthaus im Winter, in Deiner Villa im Sommer leben“, sollte es da nicht beinahe sicher sein, daß sie ihn gewinne? Aber das Geld mußte sie erst haben, und hier war der Hafen. Die Sache war zum Stehen gekommen.

Seit einem Monat fast lief Henry herum, verbrauchte viel Geld, ohne Jenen zu finden, den er nötig hatte. Ihr Bruder bemühte sich nach Kräften, aber der Doktor Rembold schien ihr nicht eifrig genug die Sache zu verfolgen. Sie beschloß daher, ihn anzustacheln, zu treiben, zu ermuntern. Durch unabhängige Andeutungen, kleine Pfeife und Ränke, wie solche ihr zu Gebote standen, brachte sie den jungen Anwalt dazu, daß auch er ungebüldig wurde, sich nicht auf Henrys Seuchen allein verließ, sondern auch selber mit handelte. Er wartete nicht länger darauf, bis Gaudentias Bruder

den Zeugen gefunden hatte, sondern legte dem gerichtlichen Kollegium Henrys Papiere vor mit einem Schriftstück, in welchem er dessen Erbansprüche damit begründete, daß Büsum zweifellos der Sohn Oswald Brauns und demnach dessen Erbe sei. Er suchte nachzuweisen, daß bei dem Leben, welches dieser Mann geführt habe, es leicht möglich wäre, daß die Zeugen nicht beizubringen seien. Die Kapitäne, auf deren Schiffen Erich Reinkens gebiert hatte, fuhrten ja auf allen Meeren umher, konnten jetzt in den chineesischen Gewässern, ein paar Wochen später im Indischen Ozean sein, und einige Wochen später das Atlantische Meer kreuzen.

Er erließ jedoch trotzdem gleichzeitig in allen bedeutenden Zeitungen der Hafenplätze Aufrufe nach Schiffsführern, auf deren Fahrgängen in den betreffenden Jahren ein Erich Reinkens, Matrose aus New York, geboren 1868 am 15. Februar, gedient habe. Davon konnte er jedoch Henry, der jede Dementlichkeit fast krankhaft scheute, vorher gar nichts. Er betrieb ja die Sache für sich, dagegen konnte Jener gar nichts machen. War dieser Reinkens der Betreffende nicht, woran allerdings nach der Meinung des Anwaltes gar kein Zweifel bestand, so ging ihm die Geschäfte gar nichts an. War er dagegen der Erbe, so that Rembold ihm durch sein Vorgehen keinenfalls Schaden.

Die Aufrufe erschienen. Die Zeitungen Amsterdams brachten sie gleichfalls, jedoch Gaudentia war jetzt in einer Geistes- und Gemüthsverfassung, daß sie keine Zeitungen mehr ansah. Henry las überhaupt nichts. Zeitungen nur dann, wenn er irgend einen Verdienst suchte, und dieser bitteren Nothwendigkeit war er jetzt vorläufig überhoben. Gaudentia las auch den „Amsterdamer Courier“ nicht mehr. Die Zeitungsnummern lagen unentfaltet aufgehäuft auf ihrem Arbeitstisch, und da sie einfach, daß sie die verstaubte Letztüre unmöglich nachholen konnte, so warf sie den ganzen Stoff zu den alten Papieren, mit denen sie im Winter Feuer anmachte. In ihrem Kopfe, in ihrem Herzen gab es nur Eines — das war jener Vötenbändiger, über den sie vor Allem jetzt Näheres zu erfahren suchte.

Beim Hinausgehen aus dem Circus hatte sie trotz ihrer Aufregung bemerkt, daß Henry einen Vogenschießer grüßte. Das Gesicht dieses Mannes hatte sie sich eingepägt. Die sonst nie ausgehende, mit der Zeit ebenso wie mit dem Gelde sparende Gaudentia frug nichts darnach, daß es Vormittag und Kochenszeit war, sie nahm Hut und Mantel und machte sich auf den Weg zum Circus. Sie benutzte Omnibus und Fährte, als ob diese nichts kosteten. Eine Zeit lang streifte sie um das Circusgebäude herum, sie mußte nicht, wie sie sich dort einen unerbittlichen Eintritt verschaffen konnte, sie mußte doch einen Grund dazu haben. Man würde sie fragen, was sie wollte, und dann mußte sie etwas Glaubwürdiges vorbringen. Plötzlich trat sie schnell in den Eingang. In dem dämmerigen Hause, das nur durch wenige Fenster erleuchtet wurde, sah sie verschiedene Männer in Arbeiterkleidung mit grünen Schürzen putzen und reinigen. In einem derselben erkannte sie den Vogenschießer von gestern.

Sie ging auf den Mann zu. „Ich habe gestern auf dem zweiten Plage erste Reihe Nummer 26 gesehen und ein wertvolles Opernglas dort liegen lassen. Haben Sie es vielleicht gefunden?“ frug sie den Schließer. Dieser rief die Frage zu den anderen Arbeitern hinüber. Es hatte sich kein Opernglas gefunden. „Sie werden Ihr Glas unterwegs verloren haben, bei uns kommt nichts fort“, sagte er Mann. „Möglich“, erwiderte Gaudentia scheinbar betrübt. Sie dankte und opferte einen Viertelgulden, den sie in die Hand des Mannes gleiten ließ. Der Schließer begleitete artig die Dame in den Vorraum.

„Hat Herr Rinconi seine Frau auch nach Europa mitgebracht?“ erkundigte sich Gaudentia geprüchelt. „Frau?“ lachte der Wärter sehr lustig. „Der Herr Rinconi hat keine Frau — nichts dergleichen, der kennt nur seine Vöten. Er konnte Hunderte von Schätzen haben — denn die Frauenzimmer find ganz toll nach ihm — aber seine Vöten sind ihm Frau, Schatz und Kinder.“ Gaudentias Gesicht leuchtete auf. „Ich dachte es mir“, sprach eine Stimme in ihr.

In diesem Moment kam aus den Dämmern des langen dunklen Ganges, der den Eintrittsgang zur Arena durchschnitt, ein Herr in Jägerjuppe mit einem grünen Hut auf dem Kopfe. „Herr Rinconi“, rief der Schließer immer noch lachend. „Hier wird nach Ihrer Frau Gemahlin gefragt.“ Jetzt erkannte Gaudentia den so schwärmerisch Geliebten, sie wollte fort, aus dem Circus flüchten, ihr zitterten die Knie so, daß sie keinen Schritt mehr gehen konnte — das Herz drohte ihr still zu stehen.

Fremdlich verbeugte Erich sich vor der stilltändigen Dame. Er sah, daß sie in tödlicher Verlegenheit war, und das that ihm leid, er wollte den unpassenden Scherz des Schließers wieder gut machen. Er näherte sich Gaudentia, verbeugte sich vor ihr und sagte: „Gehalt hätte ich nicht verheirathet sein können.“ Dann wandte er sich direkt an Zuffrouw Büsum, sah sie mit seinen glänzenden, gemüthlichen

schwärmerisch Geliebten, sie wollte fort, aus dem Circus flüchten, ihr zitterten die Knie so, daß sie keinen Schritt mehr gehen konnte — das Herz drohte ihr still zu stehen. Fremdlich verbeugte Erich sich vor der stilltändigen Dame. Er sah, daß sie in tödlicher Verlegenheit war, und das that ihm leid, er wollte den unpassenden Scherz des Schließers wieder gut machen. Er näherte sich Gaudentia, verbeugte sich vor ihr und sagte: „Gehalt hätte ich nicht verheirathet sein können.“ Dann wandte er sich direkt an Zuffrouw Büsum, sah sie mit seinen glänzenden, gemüthlichen